

**Bundestagung des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU
„Theologisches Abendgespräch“ mit Kirchenpräsident Steinacker und Bischof
Wanke am 16.3.2001 in Fulda, Christuskirche**

Kurzvortrag von Bischof Dr. Joachim Wanke, Erfurt

Das heutige Abendgespräch ist thematisch offen konzipiert. Es soll im weitesten Sinn „theologisch“ sein. Es legt sich nahe, etwas zur aktuellen **Lage der Ökumene** anzumerken, speziell zwischen Katholiken und Protestanten. Ich fasse meine einführenden Bemerkungen in 5 Sätze, die ich kurz erläutere.

1. Ökumene als geistliche Verpflichtung ist für unsere Kirchen unwiderruflich

Es ist nicht überflüssig, dies als erstes herauszustellen - weil es eben nicht selbstverständlich ist. Noch vor wenigen Jahrzehnten war das anders. Bei uns Katholiken gilt dies seit dem 2. Vatikanischen Konzil. In dem zumeist sehr dunklen 20. Jahrhundert ist die ökumenische Bewegung ein Geschenk des Geistes Gottes (vgl. Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Ut unum sint“ Nr.7;100) Dieser Aussage können wohl weithin alle Kirchen zustimmen. Die EKD-Synode im November 2000 in Braunschweig hat dies mit ihrer „Kundgebung“ zum Schwerpunktthema Ökumene gezeigt, und wohl auf seine Weise auch meine Kirche, die den Ökumeniker Kardinal Walter Kasper in höchste Verantwortung nach Rom berufen hat. Dass dies so ist, sollte uns Anlass zu immer neuem Dank gegenüber Gott sein.

2. Die ökumenische Lage in Deutschland ist besser als anderswo

Diese Einschätzung hat Gründe, die mit dem „Standort“ Deutschland zu tun haben. Zum einen: Wir haben in Deutschland keine Mehrheitskirche. Das ist für die Ökumene gut, zumindest für die Evangelischen und die Katholiken. Die kleineren Kirchen werden das anders sehen.

Zum anderen: Wir haben schon lange keine Obrigkeitskirche mehr. Die Freiheit der Kirche vom Staat ist gewährleistet. Diese Freiheit wurde im 19., auch noch im 20. Jahrhundert mit bitteren Opfern erkämpft. Jeder lebt – so gut er es vermag – aus seinem ureigensten Selbstverständnis heraus. Jeder kann er selbst sein. Diese Freiheit ist Grundvoraussetzung für ehrliche Ökumene.

Und schließlich: Die selbstverständliche Präsenz der Einwanderungskirchen, aber auch unsere gewachsenen, je eigenen weltweiten Vernetzungen machen die Vielfalt des Christlichen bewusst. Andersartige Nachbarn sind eine Chance, einen weiteren Horizont zu bekommen. Das tut der Ökumene insgesamt gut. Das sind wirkliche „Standortvorteile“ für die Ökumene in Deutschland.

Zudem dürfen wir sagen: In den evangelischen und katholischen Gemeinden gibt es eine gute Vor-Ort-Ökumene - wobei es regional Ausnahmen gibt. Aber diese bestätigen die Regel: Wo heutzutage Christen Christen sein wollen, achten sie den Mitgetauften. Mehr noch: Sie suchen bewusst Zeichen der Nähe und des Miteinanders. Die Erfahrung zunehmender Marginalisierung der Christen in der Gesellschaft befördert diese Haltung des praktischen Schulterschlusses der Christen vor Ort. Das Drängen nach Gemeinschaft am Tisch des Herrn will ja nicht nur die Kirchenleitungen ärgern. Zugegeben: Manches Drängen will provozieren, manchmal ist es auch in seinen Begründungen theologisch unbedarft, aber als Wunsch doch verständlich und nach Joh 17 und 1 Kor 10–12 sogar geboten. Das Volk Gottes macht der Ökumene

Beine. Diese Beine sollten nur in die richtige Richtung laufen, auf die Einheit zu und nicht in neue Spaltungen hinein. Und eben da, in der Verständigung über die rechte Richtung, fangen unsere Probleme an.

3. Die Ökumene biegt in die Zielgerade ein.

Ist dieses Bild zu optimistisch? An dem Bild gefällt mir, dass in der Zielgerade von den Sportlern besondere Anstrengungen verlangt werden. Es könnte sein, dass die Kirchen und wir Christen gleichsam auch „mit letzter Kraft“ ins Ziel kommen. Aber eines machen wirkliche Sportler nicht: Sie bleiben nicht auf der Zielgeraden stehen und fangen an zu disputieren, ob sich das Weiterlaufen lohnt. Nein, sie sehen das Ziel und verdoppeln noch einmal ihre Anstrengungen. (Wobei immer gilt: – ohne Bild gesprochen – dank der zuvorkommenden Gnade Gottes, ohne den jedes Rennen und Laufen bekanntlich vergeblich ist!).

Natürlich gibt es immer wieder Irritationen in der Ökumene. Die römische Erklärung „Dominus Jesus“ hat verwundet und der Erfolg in der lutherisch-katholischen Einigung über die Rechtfertigungslehre wird immer noch innerprotestantisch bekämpft. Warum eigentlich? Will man dem Ziel nicht näherkommen? Man muss mit solchen Kräften rechnen, auf allen Seiten. Wichtig wird sein, dass eine Mehrheit in den Kirchen am ökumenischen Ball bleibt.

Ich behaupte einmal mutig: Der globale Welthorizont, in dem die Religionen sich mehr und mehr hautnahe auf den Leib rücken, zwingt uns Christen notwendigerweise zusammen. Das Evangelium wird im 3. Jahrtausend nur gemeinsam bezeugt werden können, sonst wird es im Weltgespräch verstummen. Diese Gemeinsamkeit wird nicht uniform sein, aber sie muss bei aller Polyphonie konturiert, klar in der Melodie erkennbar sein müssen. Es gibt schon allein deswegen keine Alternative zur ökumenischen Weiterarbeit. Das hat auch die katholische Kirche erkannt. Bei allem Hin und Her der Kräfte auch in meiner Kirche: Sie steht zu dem Ziel und dazu, dass wir „weiterlaufen“ müssen.

4. Wir sind dabei, neu nach der Kirche zu fragen

In meinem Verständnis ist christlicher Glaube immer konkret. Er hat eine inkarnatorische Struktur. Er will „Fleisch“ werden, so wie die 2. Person der Gottheit nicht ein Prinzip geworden ist, sondern ein konkreter Mensch. Es gibt kein freischwebendes ökumenisches Christentum, sondern nur ein Christentum, das sich ekklesial konkretisiert. Es ist darum kein Widerspruch zu ökumenischem Handeln, wenn man durch die Ökumene das je eigene, oder besser: die eigenen Ursprünge neu und vertieft entdeckt. Zugespißt gesagt: Ich bin beispielsweise durch mein ökumenisches Engagement (etwa in der ACK) katholischer geworden, wohlgemerkt: nicht katholizistischer! Ich habe tiefer erkannt, was uns alle miteinander in der Wurzel verbindet: Wir sind gemeinsam 2000 Jahre alt. Ich zitiere hier das bekannte Wort Ratzingers von 1976, der meinte, „dass nicht heute christlich unmöglich sein kann, was ein Jahrtausend lang möglich war“; und speziell auf die Orthodoxie hin: „Rom muss vom Osten nicht mehr an Primatslehre fordern, als auch im ersten Jahrtausend formuliert und gelebt wurde“. Auch als Kardinal hat Ratzinger diese Aussagen nie zurückgenommen (Vgl. J. Ratzinger, Theologische Prinzipienlehre, München 1982, 209; ders., Kirche, Ökumene, Politik, Einsiedeln 1987, 76f, 81f).

Wir brauchen, so mein dringliches Votum, eine Verständigung über die Kirche, etwa wie sie uns im Epheserbrief, aber auch nach meinem Verständnis in Joh 10 und 17 oder implizit auch bei Matthäus 16 und 18, und letztlich auch bei Paulus selbst vorgestellt wird, und darin eingeschlossen, eine Verständigung – ähnlich wie bei der Rechtfertigungslehre – über das Amt in der Kirche. Dabei geht es weniger um das Amt als solches, also wie es strukturiert sein muss, sondern um die Frage, ob die Kirche verbindlich sprechen kann oder nicht.

Kardinal Kasper hat dies jüngst bei einer beachtenswerten Vorlesung am 23. Januar 2001 in Tübingen so formuliert: „Die Fragen nach Amt und institutioneller Gestalt der Kirche berühren den theologischen Laien im allgemeinen wenig. Doch hinter dieser Frage steht eine ganz und gar existentielle Frage. Es geht bei der Frage nach der Autorität in der Kirche letztlich um das verbindliche Sprechen und Handeln der Kirche. Dies ist im heutigen pluralistischen, alles relativierenden Kontext eine Frage auf Leben und Tod; sie berührt das Herz des christlichen Glaubens ... Ein alles gleichgültig machender Pluralismus endet im Skeptizismus und letztlich im Nihilismus. Kirchen, welche auf die Frage einer verbindlichen Autorität keine überzeugenden Antworten finden, sind in der Gefahr, in diesem alles mitreißenden Strudel unterzugehen.“ (Rede-Manuskript S.17f). Kasper kann sich übrigens hier ausdrücklich auf Pannenberg berufen.

Die Kontroverse um „Dominus Jesus“ hat mich das eine gelehrt: Wir müssen dringlichst klären, wie wir jeweils uns selbst als Kirche verstehen, und zwar ausgehend von unserer gemeinsamen Wurzel in der Schrift und der Tradition der großen Konzilien des 1. Jahrtausends. Walter Kasper hat in der eben genannten Vorlesung wieder eine alte Formulierung von Kardinal Willebrands in Erinnerung gerufen: Die Nichtkatholiken sind „Kirchen eines anderen Typs“ (ebd. S.15). Er setzt sich damit von der unglücklichen Formulierung in „Dominus Jesus“ ab, die lautete: Diese seien „nicht Kirchen im eigentlichen Sinn“. Es ist nicht aussichtslos, gemeinsam zu fragen, was für Kirche wirklich konstitutiv ist, sich darin in einem differenzierten Konsens zu verständigen und so u. U. zu einer versöhnten Verschiedenheit, einer die Verschiedenheit nicht ausschließenden Einheit des gemeinsamen Kirche-Seins zu kommen. Der Communio bzw. Koinonia-Gedanke, den die Orthodoxie bewahrt hat und den wir im abendländischen Christentum wieder neu entdeckt haben, kann und wird uns hier weiter voranbringen und jeden Gedanken an Rückkehrökumene zu verhindern wissen.

Und noch eines sei hier angemerkt: Es ist nicht zutreffend, wenn gelegentlich die katholisch-evangelische Grunddifferenz mit der Formel festgemacht wird: evangelischerseits geschehe Rechtfertigung „in“ der Kirche, katholischerseits „durch“ die Kirche (vgl. R. Frieling, Ökumene vor neuen Zeiten <Festschrift Th.Schneider>, Freiburg – Basel – Wien 2000, 435). Kirche schiebt sich für Katholiken nicht zwischen Christus und den Menschen. Sie enthüllt mir vielmehr das Angesicht des Herrn, damit ich von ihm im Wort und Sakrament „erleuchtet“, lebendig gemacht werden kann. Sie ist mir Heilsraum, aber nicht Heilsursache. Darum gilt für mich: An ihrer Hand habe ich den gefunden, den „meine Seele liebt“ (Hoheslied 3,1). Paulus gebraucht einmal das Bild, er wisse sich als „Brautwerber“ (2 Kor 11,2), der zu Christus führen will. Eben das ist für mich das Wesen der Kirche. Und so habe ich es auch konkret in meiner Biographie erfahren. Aber das bestätigt mir nur biographisch, was ich theologisch weiß.

5. Die Kirchen rücken bei der gemeinsamen Verteidigung des Humanum zusammen

Die Katholische Bischofskonferenz hat soeben ein Wort zu Fragen der Gentechnik und Biomedizin veröffentlicht. Es trägt den Titel: Der Mensch - sein eigener Schöpfer? Ich kann Ihnen allen dieses kurze (und verständliche!) Wort nur empfehlen. Ich meine, dass in diesen und manch anderen gesellschaftspolitisch wichtigen Fragen auch ein erfreulicher Konsens zwischen EKD und unserer Kirche besteht.

Ich nenne diese jüngste Initiative nur als Beispiel für ein Aufgabenfeld, das zunehmend dringlicher wird. Die Kirchen sind in der gegenwärtigen gesellschaftlichen und geistigen Situation unseres Landes gefragt, wie sie helfen können, den Menschen zu verteidigen. Lebensschutzfragen basieren auf weltanschaulichen, auf religiösen Grundentscheidungen. Wer das nicht sieht, muss blind sein. Die Gemeinsamkeit unserer Antworten, also das evangelisch-katholische Miteinander wird darum immer wichtiger. Dafür möchte ich hier in diesem Kreis des EAK werben. Als Höhepunkte solch aktuellen Sprechens in die Gesellschaft hinein nenne ich folgende, z. T. auch von den ACK-Kirchen mitgetragene Verlautbarungen:

- „Gott ist ein Freund des Lebens“ (1989)
- „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit. Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland“ (1997)
- „Chancen und Risiken der Mediengesellschaft“ (1997) und
- das gemeinsame Wort zu Fragen von Migration und Flucht „... und der Fremdling, der in deinen Toren ist“ (1997).

Manch andere Initiativen, nicht nur gemeinsame Texte wären hier zu nennen, etwa die seit einigen Jahren gemeinsam getragene „Woche für das Leben“ jeweils im Mai, dieses Jahr: „Menschen-würdig pflegen!“ Wir in Thüringen könnten uns nicht vorstellen, bei wichtigen gesellschaftspolitischen Fragen (wie seinerzeit die neue Landesverfassung) als einzelne Kirche zu agieren, geschweige denn gegeneinander. Weil wir damals bei der Verfassungsdiskussion gemeinsam aufgetreten sind, hat unser Freistaat, so meine ich, eine Verfassung, die sich sehen lassen kann. Übrigens: Mit Gottesbezug in der Präambel.

Meiner und unseren Kirchen gebe ich angesichts so mancher Entwicklungen, die auch ängstigen können, den Ratschlag: Dort, wo die Kirche ihre ureigenste Aufgabe, nämlich den Gotteshorizont offen zu halten, nicht vernachlässigt, und dann, wenn sie ihre Botschaft verständlich, qualitativ, mit Freundlichkeit und untersetzt durch eigenes Engagement den Menschen anbietet, wird sie für die Gesellschaft echtes „Salz“ bleiben können.

Und speziell für beide Kirchen gilt: Aufgaben, die gemeinsam bewältigt werden, verbinden. Freundschaft wächst und vertieft sich durch gemeinsame Bewährung, nicht durch fortwährendes gegenseitiges sich Fixieren und Bemessen. Der gemeinsame Kirchentag 2003 in Berlin kann, so meine ich, eine echte Chance für die Ökumene in Deutschland sein. Doch sollte dieser Tag nicht das Motto haben: Mal sehen, was dem anderen zuzumuten ist!, sondern: Schauen auf das, was diesem Land not tut, nämlich: neu nach Gott zu fragen!